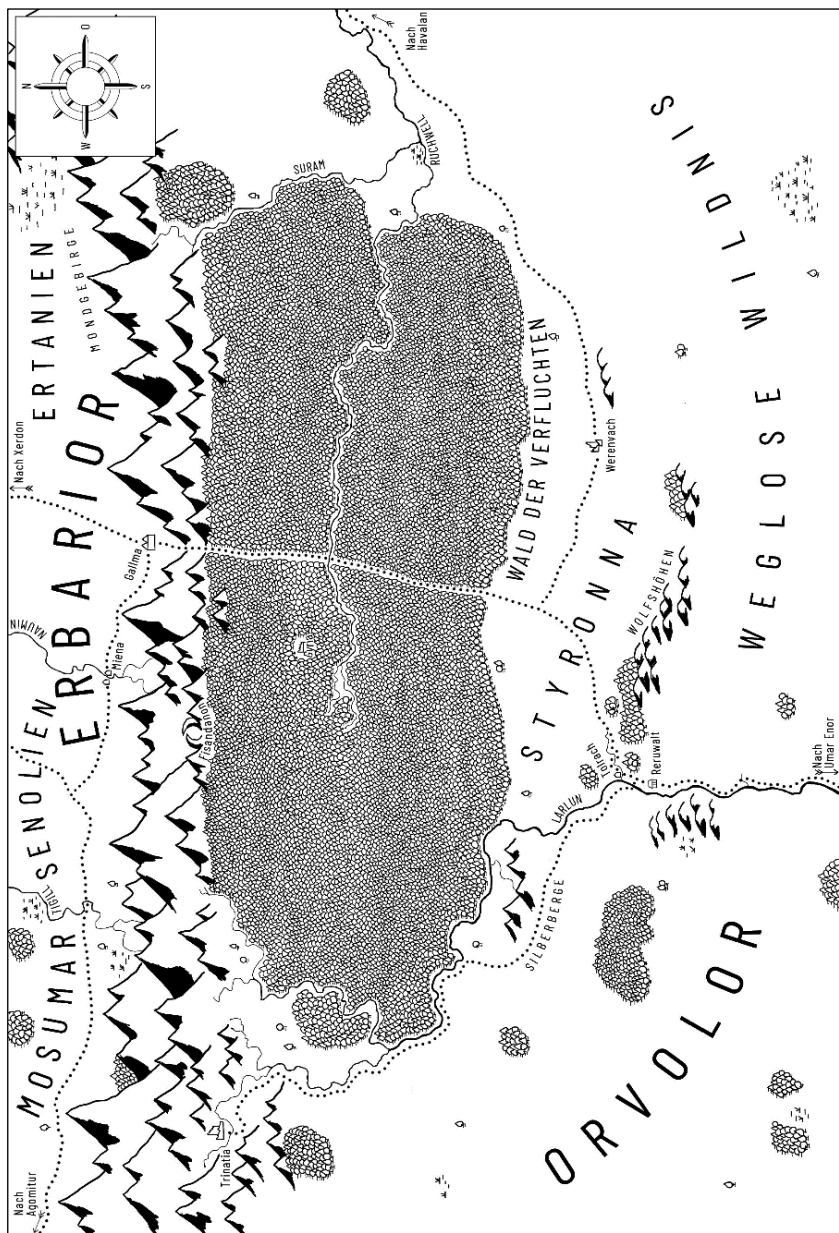


DIE WİNDE DES SCHICKSALS

Der
Weiße
Schatten

von

Martin Krois



Die Winde des Schicksals:

Teil I: Der Weiße Schatten

Teil II: Der Eid des Verräters

Teil III: Das Lied der Dämmerung

Teil IV: Das Schwert der Vorväter

Teil V: Das Licht der Hoffnung

Teil VI: Das Herz der Finsternis

© 2023 Martin Krois

www.valeno.at

2. überarbeitete Auflage (2025)

Umschlaggestaltung: Martin Krois
Korrektorat: Sandra Hochfellner

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors:
Buchschniede von Dataform Media GmbH
Julius-Raab-Straße 8
2203 Großebersdorf
Österreich

www.buchschniede.at – Folge deinem Buchgefühl!
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
info@buchschniede.at

ISBN:
978-3-99165-333-2 (Paperback)
978-3-99129-778-9 (Hardcover)
978-3-99152-813-5 (E-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Inhalt

| | |
|--------------------------------------|-----|
| Prolog | 7 |
| Wirtshausgeschichten | 10 |
| Abschied von Reruwalt | 38 |
| Durch Wald und Au | 61 |
| Ein Schatten in der Finsternis | 84 |
| Der Kampf um Paling | 112 |
| Der Wald der Verfluchten | 143 |
| Der Weiße Schatten | 172 |
| Ein seltsamer Weiser | 193 |
| Das Namenlose Wunderkraut | 225 |
| Im Auge des Feindes..... | 257 |
| Auf der Jagd | 282 |
| Unerwartete Begegnung..... | 311 |
| Ein waghalsiger Rettungsversuch..... | 334 |
| Der Weg über das Gebirge..... | 363 |
| Kein allzu warmer Empfang..... | 391 |
| Der Beginn einer langen Reise..... | 415 |

Prolog

Es war tiefste Nacht. Der Mond verbarg sein Antlitz hinter einem Schleier aus dunklen Wolken. Pechschwarze Schatten lagen über dem Land und verdichteten sich zwischen den Bäumen des Waldes zu einer undurchdringlichen Dunkelheit. Der Hauch eines düsteren Verhängnisses umwehte die alten, knorrigen Stämme. Nicht oft wagten es Menschen, die Grenzen dieses Waldes zu überschreiten. Selbst die Tiere mieden ihn. Ein großes Übel hauste an diesem Ort.

Doch ein Wesen fürchtete dieses Übel nicht. Denn es gab nichts, was es fürchtete. Schon vor langer Zeit hatte es die Furcht verlernt. Der unheimliche Wald war seit vielen Jahrhunderten sein Zuhause. Hier lebte es in Einsamkeit und Finsternis. Es selbst jedoch war strahlend hell und, wohin auch immer es wanderte, überall verbreitete es seinen überirdischen Schimmer. Die finsternen Bewohner des Waldes ließen es gewähren. Sie achteten dieses unverdorbene Wesen, ja sie fürchteten es sogar.

In dieser Nacht nun wanderte es wie so oft scheinbar ziellos umher, als etwas Absonderliches seine Neugier weckte. Im Schritt hielt es inne. Es schnupperte, sog die kalte Nachtluft durch seine Nase ein und da war er. Ein Geruch aus ferner Vergangenheit, den es seit langer Zeit nicht mehr eingeatmet hatte. Doch es hatte ihn nicht vergessen. Eine einsame Träne kullerte über sein schönes, reines Gesicht. Hass und Wut hätte es verspüren müssen, doch hatte es diese Gefühle – ebenso wie die Furcht – verlernt.

Einen Augenblick lang schwelgte es in alpträumenhaften Erinnerungen, dann kehrte es eilig in die Gegenwart zurück. Von fern wehten raue Stimmen durch den Wald. Langsam schlich es durch das Unterholz – lautlos, einem Schatten gleich. Sein heller Schimmer verblasste zu einem sanften Glimmen.

Schließlich erreichte es die Straße. Prächtig war sie einst gewesen, nun jedoch von Unkraut überwuchert. Immer noch war sie der einzige Weg, auf dem gewöhnliche Sterbliche diesen Wald mehr oder weniger unbehelligt durchqueren konnten. Dort war nun eine ganze Schar seltsamer Gestalten unterwegs. Der Dunkelheit zum Trotz hatten sie keinerlei Lichter entzündet. Die brauchten sie auch nicht, denn sie waren Geschöpfe der Nacht.

Reglos verharrte das schöne Wesen im Gestrüpp jenseits der Böschung. Sein Glanz war beinahe erloschen. Seine blauen Augen beobachteten die, die da die Straße entlangkamen. Es zählte siebenunddreißig. Keine Menschen, sondern Ungeheuer aus den Ödlanden des Nordens. Ihre Augen glitzerten wild, ihre Schwerter waren kurz und gebogen.

Was hatten diese Ausgeburten der Finsternis an diesem Ort – hunderte Meilen von ihrer Heimat entfernt – zu suchen? Etwa in der Mitte des lärmenden Zuges bemerkte der stille Beobachter eine Gestalt, die sich merklich von den anderen unterschied. Keines dieser hässlichen untersetzten Geschöpfe war es, sondern ein Mensch. Ein junger Mann, wohl nicht älter als zwanzig. Seine Hände waren gefesselt, seine Kleidung zerschlissen und löchrig. Sein lockiges Haar war verfilzt, sein Gesicht voller feiner Narben.

Das Wesen wusste nicht, wer dieser Mann war oder warum er sich in solch zweifelhafter Gesellschaft befand. Doch eines wusste es ganz bestimmt: Dieser Mann benötigte Hilfe. Mittlerweile hatte der brüllende und johlende Zug sein Versteck beinahe erreicht. Das Wesen kauerte sich zusammen, spannte jede Faser seines schlanken Körpers an, bereit zum Sprung. Dass die Ungeheuer in der Überzahl waren, kümmerte es nicht.

»Halte ein!«, wisperte da eine Stimme in sein Ohr.

Das Wesen erschrak nicht, doch hielt es inne. Langsam zogen die Ungeheuer mit ihrem Gefangenen an ihm vorbei, bis ihre unbeholfenen Schritte und rauen Stimmen in der Ferne verhallt waren.

Das Wesen richtete sich auf. »Warum hieltet Ihr mich zurück?«, fragte es leise.

»Die Zeit ist noch nicht reif ...«, erwiderte die Stimme aus der Dunkelheit.

»Was hat dies zu bedeuten?«, wollte das Wesen wissen.

»Übe dich in Geduld!«, entgegnete die Stimme ruhig. »Lass dem Schicksal seinen Lauf. Deine Zeit wird kommen.«

»Ich verstehe immer noch nicht«, gab das Wesen zu. »Ihr sprecht in Rätseln, wie so oft ...«

»Tue ich das?«, meinte die Stimme beinahe ein wenig belustigt. »Nun, du wirst es verstehen, wenn es so weit ist. Er wird kommen, Alurion. Er wird kommen ...«

Wirtshausgeschichten

Es war ein schöner Abend am Ende eines prächtigen Herbstes. Noch hatten nicht alle Bäume ihre Blätter verloren, sodass die Wälder immer noch in den schönsten Farben erstrahlten. Überall im Land brachten die Bauern die letzten Reste der Ernte ein. Es war ein sehr warmer, sonnenreicher Sommer gewesen und auch an Regen hatte es nicht gefehlt. So waren die Scheuer übertoll mit Korn und die Vorratskeller bis zum Rand mit den Früchten der Erde gefüllt. Doch mit dem nahenden Winter trugen die Winde des Schicksals einen Hauch der Veränderung heran.

Die Abenddämmerung tauchte das Land in rötliches Licht, als ein einsamer Wanderer aus dem Schatten des herbstlichen Waldes trat. Groß war er und schlank. Dunkel war sein schulterlanges Haar, ebenso dunkel der Bart, der seine jugendlichen Züge bedeckte und ihm ein verwegenes Aussehen verlieh. Der Blick seiner klaren meergrauen Augen lag verträumt in der Ferne.

Der junge Mann trug ein abgetragenes weißes Hemd, darüber eine einfache grüne Weste, die wohl auch schon bessere Zeiten gesehen hatte. Seine Füße steckten in abgenutzten, aber zweckmäßigen Stiefeln, auf seinen Schultern ruhte ein großer Rucksack. Wie er da zwischen weiten Wiesen die Straße entlangschlenderte, sah er ganz so aus, wie ein gewöhnlicher Wanderer eben aussah. Harmlos, ja sogar ein wenig einfältig mochte er wirken, während er leise ein altes Lied vor sich her sumnte.

Abgesehen von einem kurzen Dolch am Gürtel war er nicht bewaffnet – selbstverständlich nicht, denn das war in dieser Gegend weder üblich noch notwendig. Das hier war ein fried-

liches Land, in dem es weder Ungeheuer noch Räuber, weder Fürsten noch Könige gab.

Das Rauschen des Flusses wurde lauter und die Wiesen gingen in abgeerntete Felder über. Dahinter erhoben sich die Mauern von Reruwalt – ein Überbleibsel aus alter Zeit, das die heimeligen Häuser und Höfe der kleinen Stadt umgab. Teils aus Holz, teils aus Stein errichtet, diente die Verteidigungsanlage mehr als Mahnmal vergangener Zeiten, denn zum Schutz vor Feinden, die es hier ohnehin nicht gab. Und doch hielten die Bewohner von Reruwalt ihre Stadtmauer in Stand und besserten sie aus, sooft dies nötig wurde. Sie mochten nichts anderes als den Frieden kennen, doch waren sie keine Narren.

Als er sich die Straße entlang der Mauer näherte, vernahm der Mann ein ihm wohlbekanntes Geräusch. Hölzerne Stöcke trafen krachend aufeinander. Als er seinen Blick schweifen ließ, entdeckte er auf einem der kahlen Felder zu seiner Rechten eine Gruppe Kinder, die im Schatten der Stadtmauer spielten. Stöcke wie Schwerter schwingend kämpften sie teils gegeneinander, teils gegen unsichtbare Gegner.

Wie Kinder doch diese Rangeleien liebten! Wer spielte nicht gern den Helden, der wilde Ungeheuer bezwang? Oder den bösen Herrscher, der ganze Heere unsichtbarer Krieger befahl? Wie viele von ihnen hatten wohl schon einmal ein echtes Schwert in der Hand gehalten? Wie viele würden jemals ein echtes Schwert in die Hand nehmen müssen? Wohl keines. Die Menschen dieses Landes führten ein so behütetes Leben, dass sie echte Kämpfe nur aus Geschichten kannten.

Er war jedoch anders. Allzu oft hatte er Waffen getragen und auch benutzt. Sein Vater behauptete stets im Scherz, er hätte bereits vor seinem ersten Schritt ein Schwert führen können. Reiner Unsinn freilich, aber es entsprach durchaus den Tatsachen, dass er bereits sehr früh lernen hatte müssen, sich selbst zu verteidigen. Während seine Altersgenossen mit Holzschertern gegen erfundene Ungeheuer angetreten waren, hatte er in der Wildnis gegen echte gekämpft. Oftmals war er nur knapp mit dem Leben davongekommen.

Dennoch beneidete er weder seine Altersgenossen noch die Kinder, die auf dem Feld spielten. Während sie sich ihre Zeit mit zweifellos lustigen, aber sinnlosen Spielereien vertrieben, hatte er gelernt, Spuren zu lesen und lautlos durch das Unterholz zu schleichen. Selbst in dunkelster Nacht traf er sein Ziel mit Pfeil und Bogen. Mit Schwert und Speer wusste er ebenso umzugehen, ja, er konnte einen bewaffneten Gegner sogar mit bloßen Händen niederringen, wenn er keine andere Wahl hatte. Kurzum; er wusste, wie man sich am Leben erhielt.

Er ließ die Kinder hinter sich. Zu seiner Linken glitzerte der Fluss im Licht der untergehenden Sonne. Vor ihm erhoben sich die Mauern von Reruwalt.

»Naron!«, rief da jemand. Der junge Mann sah sich nach der Quelle der Stimme um und seufzte angestrengt.

Unter einer großen Eiche am Straßenrand saß ein Mann etwa in seinem Alter. Ihn als wohlgenährt zu bezeichnen wäre eine ziemliche Untertreibung gewesen. Sein viel zu sauberes Hemd schien beinahe aus allen Nähten zu platzen. Sein Gesicht war so rund wie ein Apfel und von rötlich braunem, fettigem Haar umrahmt. Seine Lippen waren zu einem so selbstgefälligen Grinsen verzogen, als würde ihm die ganze Welt gehören.

»Grüß dich, Gurvon!«, sagte Naron.

»Wieder mal für meinen alten Herrn unterwegs?«, wollte Gurvon wissen. Gähnend streckte er sich, ehe er sich mit einiger Mühe erhob.

Naron nickte. »Ich wollte ohnehin wieder mal raus aus dem Dorf ...«

»Kann ich gut verstehen«, versicherte Gurvon. Im Stehen war er beinahe so groß wie Naron, jedoch mehr als doppelt so breit. »Innerhalb der Mauern fühlt man sich immer so eingesperrt ... Hier draußen dagegen ist man so frei ... wie ein Vogel!« Dabei flatterte er mit seinen massigen Händen, als wären sie Flügel.

Naron lachte schnaubend. »Pass auf, dass du nicht davonfliegst.«

»Keine Sorge«, murmelte Gurvon grummelnd. »Übernachten möchte ich hier draußen nicht.« Sein Blick wanderte zu den

nahen Stadtmauern. »Wir sollten zusehen, dass wir nach Hause kommen. Der alte Erun schließt das Tor jeden Tag früher, kommt mir vor.«

»Die Tage werden ja auch kürzer«, gab Naron zu bedenken.

»Die schlaun Sprüche gehen dir wohl nie aus, was?«, entgegnete Gurvon kopfschüttelnd. »Ich hol schnell meine Schwester, dann können wir los.«

Naron war nicht unbedingt erfreut darüber, dass Gurvon ihm auf dem Nachhauseweg Gesellschaft leisten würde. Doch es war nicht seine Art, andere abzuweisen. Zumal Gurvon trotz seiner Eigenheiten einer seiner ältesten Freunde war.

»Gillua! Ab nach Hause!«, brüllte der beliebte Mann so laut er konnte auf das Feld hinaus, auf dem die Kinder spielten. Die Kampfgeräusche verstummten und die Krieger legten ihre Waffen nieder.

»Meine Mutter hat mich gebeten, ein Auge auf die Kinder zu haben«, verkündete Gurvon missmutig. »Als hätte ich nichts Besseres zu tun ...« Naron bezweifelte tatsächlich, dass sein Freund besseres zu tun hatte. Gurvon war ein Faulpelz, der meist den ganzen Tag untätig irgendwo herumlungerte und sich so gut wie möglich vor jeglicher Arbeit drückte.

Ohne die Kinder unter seiner Obhut eines weiteren Blickes zu würdigen, schlenderte er die Straße entlang in Richtung Stadtmauer davon. Kopfschüttelnd schloss sich Naron ihm an.

Es dauerte nicht lange, bis Gurvon eine seiner berühmtesten Geschichten zu erzählen begann. Wie üblich war es irgendein an den Haaren herbeigezogener Unsinn über Drachen und Kobolde. Nicht, dass irgendjemand aus dem Dorf ihm noch Glauben geschenkt hätte. Selbst die meisten fahrenden Händler wussten mittlerweile, dass er ein Schwindler und Nichtsnutz sondergleichen war. Eines musste Naron seinem Freund jedoch zugestehen: Gurvon hatte eine rege Vorstellungskraft.

»Wir sollten im Frühling gemeinsam mit dem nächsten Händlerzug nach Firatrin gehen«, bemerkte Naron. Tatsächlich dachte er schon geraume Zeit darüber nach, Reruwalt zu verlassen. Im Osten gab es immer genügend Arbeit für einen Mann mit seinen Fähigkeiten. Als Leibwächter eines Händlers

oder als Söldner im Dienste eines Adligen könnte er das eintönige Landleben hinter sich lassen.

»Was soll ich denn dort?«, fragte Gurvon kopfschüttelnd.

»Die Menschen von Havalan wissen den Wert einer guten Geschichte durchaus zu schätzen«, erwiderte Naron. »Ja, wer weiß, die Fürstin selbst könnte dich zu ihrem Hofdichter ernennen. Du könntest an einem Tag mehr Gold verdienen als dein Vater in einem ganzen Jahr ...«

Gurvon verfiel in ein nachdenkliches Schweigen. Naron wusste wohl, dass sein Freund viel zu faul für eine wochenlange Reise war. Abgesehen von der einen oder anderen Schelte durch seinen Vater führte er zudem ein allzu gutes Leben, das er wohl nur ungern hinter sich gelassen hätte. Gurvon war ein Mann der großen Worte, nicht der Taten. Und so fuhr er mit seiner Geschichte fort, kaum hatten die beiden Männer das Stadttor durchschritten.

Naron hörte nur mit einem Ohr zu. Auf der Straße herrschte reger Betrieb, denn auch die anderen Stadtbewohner kehrten ebenfalls nach einem langen, harten Arbeitstag nach Hause zurück. Der Großteil der Ernte mochte bereits eingeholt sein, doch gab es immer noch viel zu tun.

Außerdem stand das Erntedankfest kurz bevor. Überall waren die Häuser mit Kränzen aus bunten Blättern und Ähren geschmückt. Vor manch einer Tür standen aus Stroh geflochtene Gestalten mit Kronen aus getrockneten Feldfrüchten – Abbilder der Erdgöttin, die im Zuge des Festes vom Dorfpriester gesegnet werden würden.

Im Gegensatz zu seinem Vater liebte Naron dieses Fest. Es war eine willkommene Abwechslung zum eintönigen Landleben. Es wurde viel gesungen und getanzt, gegessen und gelacht. Außerdem gab es immer eine Reihe von Wettkämpfen und Schauspielen.

Vorbei an tratschenden Menschen, lärmenden Nutztieren und spielenden Kindern gelangten Naron und Gurvon schließlich zum Marktplatz. Dort bauten gerade die letzten Händler ihre Stände ab. Die mehrstöckigen Gebäude, die den großen mit abgetretenen Steinen gepflasterten Platz umgaben, warfen

lange Schatten. Zwischen den Karren der Händler erblickte Naron einen unscheinbaren Felsen, der sich kaum vom Boden abhob. Von Wind und Wetter und der Last der Jahre beinahe unkenntlich gemacht, stellte dieser das Standbild eines kleinen Männleins dar. Den Grauen Bettler nannte man es. Der Sage nach hatte einst die letzte Nachfahrin eines mächtigen Adelsgeschlechtes den Fund eben jenes Standbildes zum Anlass genommen, an diesem Ort eine Siedlung zu gründen, die im Laufe von nunmehr fast vier Jahrhunderten zu dem Reruwalt geworden war, das Naron kannte.

Vorbei am Grauen Bettler und den Händlern hielt Naron auf ein großes, prachtvolles Gebäude am Nordostrand des Marktplatzes zu. Zum Platz hin öffnete sich ein breites Schaufenster, in dem allerlei fremdländische Waren zu sehen waren. Kleidung, Bücher und Flaschen erlesenen Weines waren dort ebenso ausgestellt wie Schmuck und Waffen. Gurvons Vater Moltan, dem das Schaufenster gehörte, handelte mit allem, was irgendwie Gewinn abwerfen mochte. So war er zu einem der reichsten und angesehensten Bewohner Reruwalts geworden.

Im Verkaufsraum hinter dem Schaufenster gab es ebenfalls allerhand fremdländischen Tand zu bestaunen. Bis unter die Decke reichten die hölzernen Gestelle, die sich unter dem Gewicht scheinbar wahllos aneinandergereihter Waren neigten. Als Naron gefolgt von Gurvon eintrat, wurde er beinahe von dessen Schwester Gillua und ihren Spielgefährten überrannt. Die Kinder trugen immer noch ihre hölzernen Schwerter, als sie unter wilden Rufen in ein Hinterzimmer verschwanden.

Gurvons Vater, der – wie so oft – am Ladentisch bei Kerzenschein Münzen zählte, bedachte die lärmende Meute mit einem gequälten Blick, ehe er sich wieder seiner Arbeit zuwandte. Im Gegensatz zu seinem Sohn war er recht schlank und hatte ein ernstes Gesicht, das sich nur selten ein Lächeln abringen ließ.

»Ah, der Mann für alle Fälle ist zurück«, sagte er, als er Naron bemerkte. Seinen Sohn würdigte er keines Blickes – was Gurvon nicht weiter zu stören schien. Der junge Mann begann sogar leise vor sich hin zu pfeifen.

Naron stellte seinen Rucksack auf dem Ladentisch ab. Aus dem Inneren holte er einen kleinen Beutel mit Münzen und einen ordentlich gefalteten Briefumschlag hervor. Beides überreichte er Gurvons Vater.

»Was gibt es Neues aus Forung?«, wollte Moltan wissen, während er den Geldbeutel in seiner Hand wog.

»Wenig«, erwiderte Naron. Was hätte sich an einem Ort wie diesem schon ändern sollen? »Der alte Ungron sagt wieder mal den Weltuntergang voraus. Es gibt anscheinend immer noch welche, die ihn ernst nehmen. Malana bekommt gerade ihr neuntes Kind. Falls es ein Sohn wird, will sie es nach dir benennen ...«

»Bei allen Göttern! Bloß nicht«, entgegnete Moltan kopfschüttelnd. Als er den Brief öffnete, huschte der Anflug eines Grinsens über sein Gesicht. »Sieh an, sieh an! Wer hätte gedacht, dass Jäger und Holzfäller Gefallen an aurokanischem Katzenpfeffer finden würden? Genügend Nachschub zu besorgen, könnte sich als schwierig erweisen ... Aber ohne Schwierigkeiten wäre das Leben doch nur halb so spannend, nicht wahr?«

Naron musste ihm recht geben. Ohne kleine Herausforderungen dann und wann gab es keinen Grund, sich allzu sehr anzustrengen. Nicht, dass das Leben in Reruwalt ihn sonderlich herausgefordert hätte. Das war wohl auch der Grund, weshalb er jede Gelegenheit wahrnahm, die Stadt zu verlassen, indem er etwa Botengänge für Moltan übernahm.

Der Händler überprüfte den Inhalt des Geldbeutels, dann überreichte er Naron eine Hand voll Münzen. »Dein Anteil«, sagte er. »Diesmal ist es ein wenig mehr als vereinbart, weil du so verlässlich bist.«

Naron bedankte sich mit einem Nicken, ehe er die Münzen in seiner Gürteltasche verschwinden ließ. Die meisten waren aus Kupfer, es waren aber auch ein paar silberne dabei. Nicht, dass er sonderlich großen Wert auf Geld gelegt hätte.

»Ja, Verlässlichkeit war schon immer deine Stärke, mein Freund«, machte sich Gurvon gähnend bemerkbar. »Wie wär's? Gehen wir heute Abend in den *Lachenden Fuchs* und be-

trinken uns so richtig?« Auf einen abschätzigen Blick seines Vaters hin verbesserte er sich: »Ich meine freilich: Lassen wir diesen langen, harten Arbeitstag bei einem Krug des besten Bieres der Welt gemütlich ausklingen ...«

»Ich weiß nicht ...«, erwiderte Naron wenig begeistert. Er hatte eigentlich nichts gegen das Wirtshaus, doch die Aussicht, es mit Gurvon zu besuchen, reizte ihn nicht sonderlich.

»Man sieht dich dort in letzter Zeit so selten«, stellte Gurvon fest. »Nierva hat schon nach dir gefragt. Sie scheint sich Sorgen zu machen ...«

»Ach hör schon auf ...«, murmelte Naron.

»Komm schon!«, beharrte Gurvon. »Bier, hübsche Mädchen, Neuigkeiten aus der weiten Welt ... Ich weiß doch, wie sehr du Neuigkeiten von außerhalb magst. Frag deinen alten Herrn: Wirtshäuser sind die besten Quellen für Neuigkeiten.«

»Quellen des Unsinns trifft es wohl eher«, mischte sich sein Vater ein. »Aber mein lieber Sohnmann hat Recht: Es würde dir bestimmt nicht schaden, wenn du dich ein wenig mehr unter die Leute mischen würdest.«

Nach einem kurzen Hin und Her gab Naron sich geschlagen. Wenig später folgte er Gurvon in der zunehmenden Dämmerung die Straße entlang, die zum *Lachenden Fuchs* führte. Vom Marktplatz weg nach Osten verlief sie einen sanften Hang hinauf an den Rand des Tales, in dem Reruwalt lag. In diesem Teil des Städtchens reihten sich große Höfe aneinander, die bisweilen sogar über angrenzende Gärten verfügten. Hier lebten die wohlhabendsten und ältesten Familien von Reruwalt.

Wo die Straße einen ausladenden Bogen nach Süden zurück ins Tal beschrieb, thronte das Wirtshaus *Zum Lachenden Fuchs* über allen anderen Häusern und Höfen, die Stadtmauer im Rücken. Dahinter zog sich ein weitläufiger Weingarten bis zum Waldrand hin, der nur über ein schmales Ausfallstor erreichbar war.

Vor dem offenen Tor des großen zweistöckigen Gebäudes blieb Naron stehen. »Zum Lachenden Fuchs« war auf einem Schild darüber in schwungvoller Schrift zu lesen. Darunter

hatte jemand mit roter Farbe einen Fuchs gemalt, der hinter vorgehaltenen Vorderpfoten zu kichern schien.

Im Westen versiegten die letzten Sonnenstrahlen hinter den Hügeln auf der anderen Seite des Flusses. Dunkelheit legte sich über die Dächer der Stadt und aus irgendeinem Grund erschauerte Naron. Nicht, dass er die Nacht fürchtete. Nein, nur einen Augenblick lang schien ein seltsamer Hauch in der Luft zu liegen.

»Worauf wartest du?«, fragte Gurvon ungeduldig.

Naron schüttelte sich und verdrängte das seltsame Gefühl. Mit schnellen Schritten folgte er seinem Freund in den großen, gepflasterten Innenhof des Wirtshauses. Der alte Kastanienbaum, der dort stand, hatte bereits alle Blätter verloren – ein sicheres Zeichen dafür, dass der Winter nicht mehr lange auf sich warten lassen würde. Aus dem Stall auf der rechten Seite des Hofes drang das leise Schnauben von Pferden, aus den Spalten in den Fensterläden auf der linken Seite fiel ein einladender Lichtschein. Von dort war ein Gewirr munterer Stimmen zu vernehmen.

In der Gaststube herrschte bereits reger Betrieb. Mehrere Dutzend Besucher hatten sich, wo immer sie Platz fanden, um die Tische versammelt. Männer und Frauen, jung und alt, tratschten laut miteinander, tauschten Neuigkeiten aus oder spielten mit Würfeln und Karten. Der Geruch von Bier und Wein und warmem Essen lag in der Luft. Unzählige Kerzen sorgten für ein flackerndes Licht.

Ehe Naron dazu kam, sich umzusehen, zerrte Gurvon ihn zu einem Tisch weiter hinten, an dem sich bereits ein paar von dessen Freunden breitgemacht hatten. Dort wurden die beiden Neuankömmlinge überschwänglich begrüßt. Die leeren Bierkrüge auf dem Tisch deuteten darauf hin, dass die Gesellschaft bereits mit dem Gelage begonnen hatte. Die Stimmung, in der sich einige von Gurvons Freunden befanden, sprach ebenfalls dafür.

Kaum hatte sich Gurvon wie ein König auf einer Bank breit gemacht, die unter seinem Gewicht bedenklich ächzte, brüllte

er auch schon: »Nerol! Zwei Krüge Bier für Naron und mich! Aber schnell!«

Eingezwängt zwischen dem stattlichen, nach reichlich Wein riechenden Nichtsnutz Garlan und dem Müllersohn Tieron, der wie eine Ratte aussah, begann Naron alsbald an seiner Entscheidung zu zweifeln. Die Gespräche drehten sich zumeist um das Trinken oder die körperlichen Vorzüge gewisser Dorfschönheiten. Eine unanständige Bemerkung folgte der anderen.

Während die Stimmung um ihn herum immer ausgelassener wurde, nippte Naron mit düsterer Miene an seinem Bierkrug. Im Augenblick hätte er sich wohl im finsternen Wald beim Kampf gegen irgendein Ungeheuer wohler gefühlt, als an diesem Ort.

Um sich von seinem selbstverschuldeten Elend abzulenken, ließ er seinen Blick durch die Gaststube schweifen. Dabei sah er viele bekannte Gesichter – Reruwalt war schließlich kaum mehr als ein größeres Dorf. Fremde waren nur wenige zugegen. Zwei Reisende aus dem fernen Süden, die an ihren dunklen, sonnengebräunten Gesichtern und bunten Gewändern zu erkennen waren, unterhielten sich ein wenig abseits miteinander. Eine fahrende Sängerin aus Havalan, die sich nur durch ihre Kleidung von den Einheimischen unterschied, trug in einer Ecke von einer Flöte begleitet ein Lied vor, das im allgemeinen Lärm unterging. Die Wirtin und ihre Tochter Nierva hatten am Schanktisch alle Hände voll zu tun. Der Kellner Nerol eilte gehetzt umher, in dem Versuch, möglichst jedem zu Diensten zu sein. Naron beobachtete ihn eine Weile dabei.

Leute kamen und gingen, doch als der alte Torwärter Erun eintrat, verharrte Narons Blick auf ihm. Ein komischer Kauz war er, dieser kleine, gebeugte Mann mit dem grauen Haar- kranz und der Laterne in der Hand. Man sagte ihm nach, er wäre in seiner Jugend weit herumgekommen und hätte so manches Wagnis auf sich genommen. Nun jedoch war ihm schon der tägliche Gang zu den Stadttoren – und von dort in eines der Wirtshäuser – Wagnis genug.

Naron hob erstaunt die Augenbrauen, als er den Mann bemerkte, der neben Erun eintrat. Groß und schlank war er, ganz in einen weiten Umhang aus einem seltsamen blaugrauen Stoff gehüllt. An seinem Gürtel hing ein langes Schwert in einer verzierten Lederscheide. Sein von schulterlangem dunkelbraunem Haar umgebenes Gesicht war so blass, dass es von innen heraus zu leuchten schien. Ohne auch nur den Schatten eines Bartes oder irgendeinen Makel wirkte es überirdisch vollkommen, als hätte ein äußerst begabter Künstler es geschaffen. Die klaren grünen Augen glänzten im Kerzenschein wie Sterne.

Naron kannte diesen Mann. Lurano war sein Name und er war ein alter Freund seines Vaters. Viele Jahre waren vergangen, seit Naron ihn zuletzt gesehen hatte, doch hatte Lurano sich kein bisschen verändert.

Nachdem sie einem Zusammenstoß mit dem Kellner nur knapp entgangen waren, bahnten sich die beiden Neuankömmlinge ihren Weg durch die volle Stube zu einem freien Platz in der Nähe des Schanktisches.

Neugier bemächtigte sich Narons. Vielleicht war dieser Ausflug ins Wirtshaus doch nicht umsonst gewesen. Wenn Lurano in der Nähe war, war meist auch der Ärger nicht weit entfernt. Der Almar war ein Retter in der Not, doch wenn keine Not am Mann war, brachte er sie selbst mit sich. Zumindest hing Narons Vater dieser Überzeugung an.

Mittlerweile war Lurano in ein Gespräch mit dem Torwärtler vertieft. Sein Schwert und den Umhang hatte er abgelegt. Darunter trug er schlichte, beinahe schon ein wenig heruntergekommene Reisekleidung, die so gar nicht zu seinem Auftreten passen wollte.

Während er den Almar aus dem Augenwinkel beobachtete, fragte Naron sich, was diesen wohl nach Reruwalt verschlang haben mochte. Er hätte nur zu gern gewusst, worüber Lurano mit Erun sprach. Doch die Stimmen der beiden Männer waren zu leise, als dass er sie durch den Lärm hätte hören können.

Bewegung kam in die Gaststube, als sich Lanwin, der Bürgermeister, erhob, um sich mit seinen Begleitern – allesamt ein-